

Britta Bendixen

PatchWords
- A LA CARTE -

Kurzgeschichten

Antonia will Samba tanzen

Wie an jedem Wochentag herrschte auch an diesem Mittwochmorgen Chaos im Hause Schäfer.

„Mama, kannst du meine neue Jeans waschen?“

Das war Antonias Teenie-Tochter.

„Heute will ich kein Salamibrot“, quengelte Sohnemann Nr. 1. „Machst du mir ein Käsebrod?“

„Ich kann keine Schleife“, jammerte der Jüngste. „Hilfst du mir, Mama?“

„Mein Anti-Schuppen-Shampoo ist alle, Schatz“, bemerkte Antonias Göttergatte.

„Besorgst du mir Neues?“

Antonia nickte, schmierte Brode, schrieb die Einkaufsliste, band Schleifen und schlug drei Kreuze, als die ganze Bande aus dem Haus war. Dann ließ sie sich mit einem Stoßseufzer auf die Couch fallen. Endlich Ruhe!

Doch nach zwei Minuten rappelte sie sich wieder hoch. Sie musste Wäsche waschen, außerdem Betten machen, aufräumen, bügeln und einkaufen.

Sie hatte das Zimmer beinahe verlassen, als sie hinter sich ein lautes „Plopp“ hörte.

Verwundert drehte sie sich um – und erstarrte zur Salzsäure. Auf dem

Lieblingsessel ihres Mannes saß eine Frau mit haselnussbraunen kurzen Haaren und unzähligen Sommersprossen. Sie schnalzte mit der Zunge und schüttelte den Kopf.

„Wer ... wer sind Sie?“, fragte Antonia perplex. „Was tun Sie in meinem Wohnzimmer?“

„Ich konnte es nicht mehr ertragen“, sagte die Frau aufgebracht. „Du brauchst ganz offensichtlich meine Hilfe.“ Sie stand auf und lächelte Antonia zu. „Ich bin Nelly, dein Schutzengel.“

Antonias Hand suchte Halt an der Kommode neben der Tür. „Mein Mein Schutzengel“, wiederholte sie mechanisch und kniff sich unauffällig in den Arm. Autsch!

Nelly nickte. „Weißt du noch, letzte Woche? Als dich beinahe ein herabfallendes Stück Mauerwerk erwischt hätte? Ich hab ihm einen kleinen Schubs gegeben, damit es dich nicht trifft.“

Antonia erinnerte sich. „Es zerquetschte eine Taube.“

Nelly hob bedauernd die Schultern. „Das war ein kleiner Kollateralschaden. Aber dich hab ich beschützt.“

„Danke“, sagte Antonia ehrlich.

„Gern geschehen. Und nun zu dem, was mir wirklich Sorgen macht. Schätzchen, du musst dich mal wehren! Ich höre dich immerzu ‚Ja‘ sagen. Du springst für alle, das ist auf Dauer einfach nicht gesund.“ Sie machte eine kurze Pause und sah Antonia mit ernster Miene an. „Ich spreche aus Erfahrung.“

„Sie meinen, Sie sind ...“

„Herzinfarkt“, nickte Nelly. „Ich habe mich auch mein Leben lang für Familie und Freunde aufgeopfert. Bis die verflixte Pumpe irgendwann gestreikt hat.“

„Das tut mir leid“, murmelte Antonia.

Nelly winkte ab. „Schon gut. Jetzt ist es wichtig, dass wir uns um dich kümmern, denn du kommst ständig zu kurz, ich beobachte das schon lange genug. Was hast du für Hobbys?“

„Hobbys?“ Antonia dachte nach. „Ich stricke ganz gern.“

„Ja ja, Pullover und Mützen für die Familie, ich weiß. Was noch?“

Diesmal dauerte das Nachdenken länger. Sie liebte es, zu backen, doch auch das war meist für die Familie. Zum Lesen kam sie kaum noch, abends fielen ihr immer die Augen zu, sobald sie sich in ein Buch vertiefen wollte. Und sonst ...?

„Was hast du gern gemacht, bevor du geheiratet hast?“, fragte Nelly ungeduldig.

„Getanzt“, antwortete Antonia. „Am liebsten Samba und Rumba.“

„Prächtig!“ Nelly klatschte in die Hände, ihre Augen funkelten vergnügt. „Lass uns einen Kurs suchen und dich anmelden. Und sobald das erledigt ist, bringe ich dir bei, wie man ‚Nein‘ sagt.“

„Das weiß ich längst“, erwiderte Antonia spitz und demonstrierte es. „Nein.“

„Ein guter Anfang“, nickte Nelly zufrieden. „Als nächstes lernst du, wann man es anwendet.“

Antonia wusste nicht wieso, doch instinktiv vertraute sie ihrem Schutzengel. Also meldete sie sich online für einen Samba-Kurs an, ließ die Jeans ihrer Tochter, die sie in dem Chaos in ihrem Zimmer nicht finden konnte, schmutzig dort zurück und machte sich dann mit Nelly an ihrer Seite auf zum Einkaufen.

„Wenn mich jemand fragt, wer Sie sind, was sage ich dann?“, fragte sie. „Ich kann kaum sagen, Sie wären mein Schutzengel.“

„Es wird niemand fragen“, antwortete Nelly gelassen. „Außer dir kann mich keiner sehen.“

Es stimmte. Die Verkäuferin an der Käsetheke nahm Nelly ebenso wenig zur Kenntnis wie Frau Schneider, die Antonia an der Kasse traf.

„Ach, Frau Schäfer, wie gut, dass ich Sie treffe! Ich organisiere eine Tombola für die Freiwillige Feuerwehr und könnte gut Unterstützung gebrauchen. Sie sind doch immer so engagiert. Würden Sie mir dabei helfen?“

„Eine Tombola?“ Antonia hatte schon oft bei so etwas mitgemacht und wusste, dass es ein Haufen Arbeit war. „Mal sehen, also ich denke schon, dass ich...“

„Sag ‚Nein‘“, raunte Nelly ihr zu.

Antonia zögerte und sah Frau Schneider an, die ihr optimistisch zulächelte. Sie fühlte sich plötzlich sehr unbehaglich.

„Sag ‚Nein‘“, wiederholte Nelly energisch.

Antonia holte tief Luft. „Es tut mir leid, Frau Schneider, aber ... nein.“

„Oh.“ Frau Schneiders Lächeln verschwand und machte einer verschnupften Miene Platz. „Ich verstehe.“

Antonia schwankte.

„Du brauchst dich nicht zu rechtfertigen“, sagte Nelly. „Wir beide wissen genau, dass die alte Schachtel dir die meiste Arbeit aufdrücken und anschließend die Lorbeeren einheimsen würde. Sie ist Rentnerin und hat massig Zeit. Bleib hart, Antonia!“

„Dreiundzwanzigachtundvierzig“, mischte sich die gelangweilte Kassiererin ein.

„Wollen Sie Ihre Sammelpunkte haben?“

„Sag ‚Nein‘“, soufflierte Nelly.

„Nein, danke.“ Antonia räumte ihre Einkäufe in die Tasche, zahlte und floh aus dem Supermarkt. „Eigentlich sammle ich die Punkte“, zischte sie Nelly zu. „Da kann man Salatschüsseln gewinnen.“

„Das war eine Übung“, sagte Nelly versöhnlich. „Nächstes Mal nimmst du die Punkte wieder. Obwohl du eigentlich genug Schüsseln hast.“

Mit der Zeit gewöhnte sich Antonia an ihren Nein-sagenden Schatten und es fiel ihr immer leichter, die vielen Bitten von Familie und Bekannten abzulehnen. Aber wohl fühlte sie sich damit nicht.

„Jeder reagiert beleidigt oder wütend“, klagte sie Nelly ihr Leid. „Bald kann mich niemand mehr leiden. Ich glaube, ich möchte lieber wieder die alte Antonia sein.“

„Natürlich sind sie erst einmal nicht begeistert“, gab Nelly zu. „Das ist doch klar. Du ziehst neue Grenzen und das gefällt nur wenigen.“

„Niemandem“, berichtete Antonia.

„Schön, keiner mag das. Aber warte es noch ein Weilchen ab, dann haben sich alle daran gewöhnt, dass sie dich nicht mehr herumkommandieren können und machen dir ein Geschenk.“

„Ach tatsächlich! Und was für ein Geschenk soll das sein?“

„Hab Geduld“, mahnte Nelly. „Dann wirst du es sehen.“

„Mama, ich hab meine schmutzigen Klamotten in den Waschkeller gebracht“, sagte Antonias Tochter am übernächsten Morgen. „Wäschst du heute noch?“

Sie hatte ihre Wäsche selbst zusammengesammelt? Antonia war angenehm überrascht. „Ja, ich denke schon.“

Das brachte ihr einen Kuss auf die Wange ein. „Danke, du bist die Beste! Meine neue Bluse wäre perfekt für die Party morgen Abend.“

In der Küche war ihr Sohn dabei, ein Käsebrot zu schmieren.

„Das ist ja lieb von dir“, lobte Antonia. „Mach bitte eins mehr, das kann dann dein Bruder mitnehmen.“

„Okay.“

Ihr Mann räumte den Frühstückstisch ab. „Fängt dieser Samba-Kurs heute an?“, fragte er.

„Ja, ich freue mich schon drauf“, antwortete Antonia, während sie ihn verdutzt dabei beobachtete, wie er die schmutzigen Teller in den Geschirrspüler räumte.

Sie kniff sich wieder einmal leicht in den Arm, um sich davon zu überzeugen, dass sie nicht träumte.

Beim Einkaufen lief sie erst Frau Schneider über den Weg, die sie kühl grüßte.

„Wie läuft es mit der Tombola?“, erkundigte sich Antonia freundlich.

„Es ist viel Arbeit“, kam es knapp zurück. „Meine Schwiegertochter unterstützt mich glücklicherweise.“

„Hat sie doch noch eine Dumme gefunden“, flüsterte Nelly gehässig.

„Das freut mich für Sie, Frau Schneider“, sagte Antonia. „Auf Wiedersehen.“

Bei den Milchprodukten traf sie auf ihre Nachbarin.

„Antonia, hallo! Sag mal, hättest du heute Nachmittag zwei Stunden Zeit? Ich muss dringend zum Friseur und habe keinen, der auf Luca-Joel aufpasst.“

„Tut mir leid, heute beginnt mein Samba-Kurs“, bedauerte Antonia. „Mach's gut.“

„Danke, du auch. Und viel Spaß beim Samba!“

„Ich hab was für dich“, verkündete ihr Mann lächelnd, als er nach Hause kam und überreichte ihr ein flaches, quadratisches Geschenk.

Es war eine CD mit lateinamerikanischen Songs. Antonias Kinn zitterte vor Rührung. Sie wusste gar nicht, wie lange es her war, dass ihr Mann ihr spontan ein Geschenk gemacht hatte. Sie gab ihm einen dankbaren Kuss und beschloss, die Musik im Auto auf dem Weg zum Kurs zu hören.

Während der Fahrt saß Nelly neben ihr und summt zufrieden mit. „Ich hab doch gesagt, dass du ein Geschenk bekommst“, meinte sie. „Allerdings habe ich dabei nicht an die CD gedacht.“

Antonia lächelte. „Ich weiß. Das eigentliche Geschenk heißt Respekt, richtig?“
„Du hast es erfasst, Schätzchen.“

Auf dem Parkplatz blieb Nelly neben dem Auto stehen und folgte Antonia nicht zur Tür des Kursgebäudes. Die drehte sich irritiert um. „Was ist? Kommst du nicht mit?“ Nelly schüttelte den Kopf. „Du brauchst mich nicht mehr. Heute im Supermarkt musste ich dir nicht vorsagen, deine Familie weiß deine Arbeit zu schätzen ... Du kannst deinen Weg auch ohne mich weitergehen.“

Ihre Worte machten Antonia stolz – aber auch traurig. Sie hatte sich an Nelly gewöhnt. „Du bleibst aber trotzdem in meiner Nähe, oder? Auch, wenn ich dich nicht mehr sehen kann?“

„Logisch! Und wenn du zurückfallen solltest in die Rolle der Ja-Sagerin, dann tippe ich dir mahnend auf die Schulter, einverstanden?“

Antonia lachte und drängte die Tränen zurück. „Danke, Nelly. Für alles.“

„Gerne. Und jetzt lauf, sonst fängt die Tanzerei ohne dich an. Ciao!“

Es ploppte, und ihr Schutzengel war verschwunden. Antonia schluckte.

„Ciao, Nelly“, flüsterte sie. Dann straffte sie die Schultern und machte sich lächelnd auf den Weg zu ihrem Sambakurs.

Superheld mit Defiziten

Matthew sah auf, als sich die Tür öffnete. Ein distinguiert wirkender Mann mit grauem Schnauzer und freundlichen Augen stand im Rahmen.

„Mr. Barker?“

Matthew nickte.

Der Mann machte eine einladende Geste. „Kommen Sie herein.“

Matthew folgte der Aufforderung und sah sich um. Ein großer, geschmackvoller Raum mit Ledermöbeln und einem wuchtigen dunklen Schreibtisch empfing ihn.

„Soll ich mich auf die Couch legen?“

„Machen Sie es sich bequem, wo immer Sie sich am wohlsten fühlen.“

Matthew zögerte, dann ging er auf die Lederliege zu. Er setzte sich darauf, hüpfte einige Male prüfend auf und ab und legte sich schließlich hin. „Sehr bequem“, lobte er.

„Ja, ich weiß.“ Dr. Seagle lächelte und nahm auf einem Sessel am Fußende der Couch Platz. Von dem Tischchen daneben nahm er Kugelschreiber und Notizbuch zur Hand. „Warum sind Sie zu mir gekommen, Mr. Barker?“

Matthew antwortete erst nach kurzem Zögern. „Haben Sie schon einmal von Rescueman gehört, Doktor?“

„Aber ja, natürlich! Ich bewundere ihn schon seit Jahren. Erst letzte Woche hat er ein abstürzendes Flugzeug aufgefangen und damit Hunderte von Leben gerettet, hörte ich. Ein großartiger Mann. Warum fragen Sie?“

Matthew Barker zögerte, dann holte er tief Luft und stieß hervor: „Das bin ich. Ich bin Rescueman.“

Die Augenbrauen des Psychiaters hoben sich, er ließ ein leises Räuspern hören und setzte sich aufrechter hin. „Aha. Das ist interessant. Und seit wann sind Sie dieser Superheld?“

„Seit zwölf Jahren. Es fing an meinem zwanzigsten Geburtstag an. Sie können sich sicher vorstellen, wie überrascht ich war. Und stolz. Dennoch habe ich bisher niemandem davon erzählt. Nur meine Mutter wusste Bescheid, doch sie ist vor kurzem verstorben.“

„Das tut mir leid.“

„Danke.“

„Erzählen Sie mir mehr, Mr. Barker.“

„Gern. Wissen Sie, im normalen Leben schreibe ich Superhelden-Comics. Wenn allerdings jemand in Gefahr ist, werde ich selbst zum Superhelden. Dann wird mein Körper zu einer Ansammlung von Muskeln, mein Gesicht, das - wie Sie zweifellos bemerkt haben - eher durchschnittlich ist, wird attraktiv und maskulin. Außerdem kann ich fliegen, habe Superkräfte und so weiter. Natürlich fließen all meine Erlebnisse als Rescueman in meine Comicarbeit ein.“ Unsicher sah er den Arzt an. „Ich hoffe, Sie empfinden die Tatsache, dass ich sozusagen auf Umwegen von meiner Fähigkeit lebe, nicht als unethisch.“

„Keineswegs. Im Gegenteil, es ist doch wunderbar, dass sich Ihre Tätigkeiten so gut ergänzen.“ Dr. Seagle machte sich ein paar Notizen. „Es muss sehr befriedigend sein, Menschen aus scheinbar ausweglosen Situationen befreien zu können und so ihr Leben zu retten.“

Matthew verzog den Mund zu einem etwas gequälten Lächeln. „Das ist es auch. Wirklich, ich liebe diese Gabe. Aber sie macht mich so ... einsam!“

Der Psychiater nickte und sah Matthew aufmunternd an. „Reden Sie weiter. Warum haben Sie nie jemand anderem als Ihrer Mutter davon erzählt?“

„Weil ich Angst habe, dass man mich dann nur noch als Superhelden wahrnimmt, nicht als den Menschen, der ich wirklich bin. Was das angeht, bin ich sehr unsicher. Aber diese Einsamkeit ist schrecklich. Ich meine, ich bin immer für die Menschen da, helfe wo ich kann, doch als ich mir vor ein paar Tagen einen Schrank gekauft habe und ihn nicht allein zusammenbauen konnte, kam niemand, um *mir* zu helfen. Verstehen Sie? Ich bemühe mich, es allen recht zu machen, doch wenn *ich* einmal Hilfe brauche, dann ...“ Er konnte die Tränen nicht länger zurückhalten.

Dr. Seagle reichte ihm schweigend ein Kleenex.

Matthew schnäuzte sich. „Danke, Doktor. Der Schrank ist noch immer nicht aufgebaut. Allein kriege ich das einfach nicht hin. Immer, wenn ich die einzelnen Bretter sehe, wird mir meine Einsamkeit wieder ebenso bewusst wie meine Unzulänglichkeit. Es ist schrecklich.“

„Ich verstehe Sie sehr gut“, sagte Dr. Seagle sanft.

„Im normalen Leben bin ich weder geschickt noch so stark wie Rescueman, stattdessen habe zwei linke Hände und bin sehr schüchtern. Das absolute Gegenteil eines Superhelden.“ Nach einer kurzen Pause fügte er tonlos hinzu: „Ein Versager auf ganzer Linie, das bin ich.“

„Sie übertreiben.“

„Leider nicht. Auf dem Weg in Ihre Praxis bin ich auf der Treppe gestolpert und habe mir das Knie aufgeschlagen.“ Matthew winkelte das linke Bein an, zog das Hosenbein nach oben und präsentierte sein lädiertes Knie. „Sehen Sie?“

Dr. Seagle zischte leise durch die Zähne. „Das hat sicher weh getan.“

Das Hosenbein rutschte wieder hinab. „Ach, es geht. Schlimmer war es, als ich mir mit dem Hammer auf den Daumen schlug, als ich den vermaledeiten Schrank aufbauen wollte.“

„Solche kleinen Unfälle können doch jedem einmal passieren.“

„Mag sein, doch mir geschieht so etwas ständig. Und dann ist niemand da, der ein Pflaster für mich holt, mich tröstet oder mir einen Tee kocht. Tue ich es selbst, verschütte ich ihn und verbrühe mir die Finger.“ Er seufzte bedrückt und versuchte, den Kloß in seinem Hals hinunter zu schlucken.

Das Leder des Sessels knirschte, als Dr. Seagle sich vorbeugte. „Lieber Mr. Barker, sicher haben Sie auch Talente oder Charaktereigenschaften, die ...“

Doch Matthew hörte Dr. Seagles Stimme nicht länger, sie rauschte an ihm vorbei wie ein Windstoß. Es ging wieder los, er spürte es genau. Eilig sprang er auf. Schon merkte er, dass sich sein Hemd spannte und seine Muskeln wölbten.

„Mr. Barker? Was ist mit Ihnen?“

„Entschuldigen Sie mich bitte“, sagte er mit tieferer Stimme als zuvor und stürmte aus der Praxis. Spürte den verwirrten Blick des Psychiaters in seinem Rücken.

Bis er das Dach erreicht hatte, war seine Verwandlung vollkommen. Er war Rescueman, mit hautengem, silbergrauem Anzug, dem schwarzem „R“ auf der Brust und dem rotem Umhang. Ohne zu zögern lief er auf den Rand des Daches zu und stieß sich ab. In atemberaubendem Tempo sauste er durch die Luft, umrundete

Häuserblocks und sah hinab auf die weit unten liegenden Straßen, mit Autos, die so klein wirkten wie Marienkäfer.

Nach einer scharfen Kurve entdeckte er, was ihn alarmiert hatte. Im zwölften Stock eines Hochhauses saß ein kleines Mädchen an einem offenen Fenster und spielte mit einer Puppe.

Rescueman steuerte auf das Kind zu. Just in diesem Moment rutschte dem Mädchen ihr Spielzeug aus der Hand. Bei dem Versuch, die Puppe aufzuhalten, verlor die Kleine das Gleichgewicht und stürzte in die Tiefe. Sie fiel so schnell, dass Rescueman einen Augenblick lang daran zweifelte, sie rechtzeitig zu erreichen. Er beschleunigte und ließ das Kind dabei nicht aus den Augen. In Windeseile sauste er am sechsten Stock vorbei, am fünften, am vierten. Er musste sich beeilen, wenn er die Kleine rechtzeitig erreichen wollte. Noch einmal steigerte er das Tempo. Schneller als eine Pistolenkugel jagte er hinter dem Kind her. Es war schon auf der Höhe des dritten Stockwerks. Des zweiten.

Als nur noch wenige Meter die Kleine von dem Aufprall auf dem betonierten Fußweg trennten, hielt Rescueman unwillkürlich den Atem an. Würde er es schaffen? Seine ausgestreckten Fingerspitzen vibrierten. Im letzten Moment packte er ihren Knöchel und riss sie in seine Arme, bevor ihr Kopf auf dem Beton aufschlagen konnte.

Während er sacht neben der Stoffpuppe landete, die unversehrt auf dem Asphalt lag, ließ er die angehaltene Luft entweichen und schloss erleichtert die Augen.

Aufgeregte Stimmen ließen sie ihn wieder öffnen. Etwa ein Dutzend Passanten standen um ihn und das Mädchen herum, sie jubelten ihm zu und klatschten begeistert.

„Bravo, Rescueman“, rief ein Junge und strahlte ihn voller Bewunderung an. „Sie sind der Hammer. Wenn ich groß bin -“

Ein markerschütternder Schrei unterbrach ihn. Alle hoben den Kopf. Er kam aus dem Fenster, aus dem das Kind gefallen war. Rescueman schnappte sich die Puppe, hielt sie und das kleine Mädchen fest im Arm und flog an der Fassade des Hauses hinauf, zurück in den zwölften Stock.

Ein verzweifeltes, tränenüberströmtes Frauengesicht erschien im Rahmen, die Augen waren unnatürlich weit aufgerissen.

„Es ist alles in Ordnung“, rief Rescueman ihr zu. „Ich habe Ihre Tochter, sie ist ohnmächtig, aber wohlauf.“ Er landete auf dem Fensterbrett, ging in die Knie und reichte der zitternden Frau ihr Kind. Die Puppe legte er dem Mädchen in den Arm. „Danke, Rescueman“, flüsterte die Mutter und küsste immer wieder die weichen Wangen ihrer Tochter, die endlich die Augen aufschlug.

„Das habe ich doch gern gemacht“, sagte er, tippte sich grüßend mit dem Zeigefinger an die Stirn und wandte sich ab, um nach Hause zu fliegen. „Passen Sie aber in Zukunft besser auf.“

„Das werde ich!“, versprach sie. „Ganz bestimmt. Danke, Sie sind mein Held! Gott segne Sie!“

In einer ruhigen Seitenstraße, ganz in der Nähe seiner Wohnung, setzte er auf und war wenige Augenblicke später wieder der unscheinbare Matthew Barker im schlichten grauen Anzug. Von dem chinesischen Restaurant an der Straßenecke holte er sich sein Abendessen.

Während er in seinem Wohnzimmer vor dem Fernseher das köstliche Chop-suey verputzte, begann die lokale Nachrichtensendung. Sie startete mit der spektakulären Rettung des Kindes. Eine Reporterin mit blonder Kurzhaarfrisur, freundlichen braunen Augen und Sommersprossen auf der Nase sprach mit der Mutter der Kleinen.

„Was ist genau passiert, Mrs. Miller?“

„Nun, ich kam ins Kinderzimmer und sah, dass das Fenster offenstand und meine Tochter verschwunden war. Sofort habe ich befürchtet, dass sie aus dem Fenster gestürzt war.“ Mrs. Millers Mundwinkel zuckten bei der Erinnerung an diesen schmerzhaften Moment und in ihren Augen schimmerten Tränen. „Wissen Sie, das Fenster ist schon eine ganze Weile nicht mehr in Ordnung, doch der Vermieter hielt es bisher nicht für nötig, es reparieren zu lassen. Wie auch immer, als ich aus dem Fenster sah, kam bereits Rescueman angeflogen und brachte mir meine Kleine zurück. Es geht ihr gut, sie hat lediglich einen Schreck bekommen.“ Mrs. Miller weinte nun dicke Tränen und sah direkt in die Kamera. „Beinahe hätte ich das Wertvollste verloren, das ich auf der Welt habe. Danke, Rescueman! Ich stehe für immer in deiner Schuld.“

Gerührt schob Matthew sich eine Gabel voll Reis und Gemüse in den Mund. Es verursachte stets ein angenehm warmes Gefühl in seinem Inneren, wenn er dabei helfen konnte, Menschen so glücklich zu sehen.

Die Reporterin ging noch einmal auf das kaputte Fenster und den Ärger mit dem Vermieter ein, doch Matthew hörte nicht wirklich zu. Er lauschte stattdessen dem Klang ihrer Stimme, betrachtete die vor Empörung funkelnden Augen, die Sommersprossen, das Mitgefühl, das sie ausstrahlte.

Matthew seufzte. Was für eine Frau! Für ihn, den stillen, tölpelhaften Comicschreiber mit dem schütterten Haar war sie allerdings so unerreichbar, als würde sie auf einem anderen Planeten leben.

„Ah, Mr. Barker, schön, Sie wiederzusehen. Wir mussten Ihre letzte Sitzung ja unterbrechen.“

„Stimmt, ich entschuldige mich dafür. Es kam mir etwas dazwischen.“

„Ja, ich habe davon gehört. Machen Sie es sich doch bequem. Großartig, wie Sie das kleine Mädchen gerettet haben.“

„Danke. Ich bin froh, dass ich helfen konnte.“

„Aber jetzt wieder zu Ihrem Problem. Sie wollten, dass ich Ihnen helfe, damit Sie nicht länger allein sind, nicht wahr?“

Matthew, der sich inzwischen auf die Couch gelegt hatte, nickte. „Das wäre schön. Wissen Sie, kurz nach dem Vorfall mit dem Mädchen habe ich eine Frau gesehen, die mich sehr beeindruckt hat. Seitdem muss ich ständig an sie denken.“

„Tatsächlich? Wer ist sie?“

„Die Reporterin, die die Mutter des Kindes interviewt hat. Ich ... fühle mich zu ihr hingezogen aber mir ist klar, dass sie sich niemals für jemanden wie mich interessieren würde. Damit meine ich den langweiligen Comic-Autoren, nicht den Superhelden.“

„Woher wollen Sie das wissen?“, fragte Dr. Seagle gespannt. „Sie kennen sie doch gar nicht, wenn ich Sie richtig verstanden habe.“

Matthew schnaubte. „Sehen Sie mich doch an. Ich bin unsicher, nichtssagend und ein Tollpatsch. All das, was sie nicht ist. Sie ist eloquent, selbstsicher und wunderschön. Sie hat Sommersprossen, wissen Sie? Und ein Lächeln, das Eis zum Schmelzen bringen kann. Ihre Stimme ist weich und melodisch, und ihre Augen ...“

„Wie wäre es, wenn Sie zunächst einmal Kontakt mit einigen anderen Menschen aufnehmen würden?“, unterbrach Dr. Seagle seine Schwärmerei. „Sozusagen zum Warmwerden. Wir müssen Ihr Selbstwertgefühl aufbauen, damit Sie ihre Schüchternheit überwinden und offener auf die Menschen zugehen können.“

Matthew dachte darüber nach. „Aber wie soll ich diese Leute kennenlernen? Und wo?“

„Mein Vorschlag mag etwas unorthodox sein“, sagte Dr. Seagle, „doch am kommenden Freitagabend findet bei mir zu Hause eine kleine Cocktailparty statt. Ich würde Sie gern dazu einladen. Bestimmt treffen Sie dort viele interessante Leute.“

Matthew holte tief Luft und sah an der schicken Villa empor, in der Dr. Seagle lebte. Sollte er wirklich hineingehen und sich unter die ganzen Unbekannten mischen? Schließlich gab er sich einen Ruck. Er hatte dem Psychiater versprochen, zu erscheinen, und er stand zu seinem Wort. Also ging er die Stufen zur eleganten Eingangstür hinauf und läutete.

Eine ältere Dame in der Kleidung einer Hausangestellten öffnete ihm. „Ihr Name, Sir?“

„Matthew Barker. Dr. Seagle hat mich eingeladen ...“

Sie trat höflich zur Seite. „Kommen Sie bitte herein. Ihren Mantel nehme ich, wenn Sie einverstanden sind.“

Nachdem er ihr seinen Trenchcoat überreicht hatte, führte sie ihn durch die Eingangshalle zu einer zweiflügeligen Tür und drückte die Klinke hinunter. „Einen schönen Abend, Sir.“

„Danke.“ Er lächelte ihr unsicher zu und atmete tief ein.

Das warme Licht von unzähligen Kerzen empfing ihn. Dazu gedämpfte klassische Musik und viele Stimmen. Es roch nach Parfüm, alten Büchern und Antiquitäten. Nervös sah Matthew sich nach Dr. Seagle um und entdeckte ihn nur wenige Schritte entfernt zwischen einigen Männern in Anzug und Krawatte.

Dr. Seagle hob den Blick, seine Miene erhellte sich, als er Matthew erkannte.

Offenbar prächtig gelaunt kam er auf ihn zu. „Ah, Mr. Barker, wie schön, dass Sie da sind. Kommen Sie, treten Sie näher. Was möchten Sie trinken? Einen Martini vielleicht?“

„Lieber ein Ginger Ale. Ich vermeide es, Alkohol zu trinken. Sie wissen, wieso.“

Dr. Seagle sah ihn ratlos an, doch dann nickte er lächelnd. „Ich verstehe. Damit Sie auch im Notfall immer Herr Ihrer Sinne sind, nicht wahr?“

„Nicht nur deshalb.“ Matthew senkte die Stimme. „Wenn ich auch nur einen Tropfen trinke, verwandle ich mich nicht in Sie-wissen-schon-wen, egal, wie dringend es nötig wäre. Aber denken Sie an unsere Abmachung: Niemand hier soll von meinem Geheimnis erfahren.“

Dr. Seagle nickte. „Versprochen ist versprochen. Dann also ein Ginger Ale. Kommen Sie, gehen wir an die Bar.“

Wenig später stand Matthew mit seinem Glas in einer Runde von Ärzten, Anwälten und Architekten, die sich über die wirtschaftliche Lage im Land unterhielten.

Merkwürdig, dachte er, dass all diese angesehenen Berufe mit A beginnen. Dazu passen auch noch Astronauten, sogar Autoren ... aber was ist mit einem windigen Autohändler? Er schmunzelte in sich hinein, nippte an seinem Glas und ließ den Blick über die anderen Gäste schweifen. Als sich die Tür öffnete und eine blonde Frau eintrat, hätte er sich um ein Haar verschluckt. Das war doch die Reporterin, von der er Dr. Seagle erzählt hatte. Wie war das möglich? Matthews Herz begann zu rasen.

Sein Gastgeber sah ebenfalls zur Tür. Er wandte sich an Matthew und sagte augenzwinkernd: „Da ist ja die Dame, mit dem ich Sie gern bekannt machen würde. Kommen Sie, Mr. Barker.“

„A-aber Dr. Seagle, ich glaube nicht, dass ich -“

„Machen Sie sich keine Sorgen, ich bin ja bei Ihnen. Zumindest bis Sie mir ein Zeichen geben, dass ich verschwinden soll. Sie ist übrigens meine Nichte.“

Matthew blieb der Mund offen stehen. Mit weichen Knien ging er an Dr. Seagles Seite auf dessen Reporter-Nichte zu. Die sah Dr. Seagle strahlend entgegen. „Onkel George! Schön, dich wiederzusehen. Danke für die Einladung.“ Sie legte ihre Hände auf seine Schultern und küsste ihn auf beide Wangen. Sie hatte schmale, gepflegte Hände, erkannte Matthew. Hübsche Hände.

„Es ist schön, dass du kommen konntest“, erwiderte Dr. Seagle. „Ich möchte dir einen Bekannten von mir vorstellen. Das ist Matthew Barker. Mr. Barker, meine reizende Nichte Evelyn Sawyer.“

Sie reichte ihm die Hand und lächelte. „Bitte, nennen Sie mich Eve. Evelyn heißen doch nur spießige Hausmütterchen, die Kochrezepte sammeln und Kakteen züchten.“

Matthews Wangen brannten. „Meine Mutter hieß Evelyn.“

Eve erstarrte. „Oh, bitte entschuldigen Sie. Ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten.“ Sie schmalzte mit der Zunge. „Ich bin ein grässliches Plappermaul. Tut mir ehrlich leid.“

„Schon gut.“ Matthew lächelte verlegen. „Meine Mutter züchtete tatsächlich Kakteen – unter anderem. Und sie war immerzu am Kochen.“

Eve lachte. „Ist das wahr?“

„Wenn ich es sage.“

„Eve, mein Herz, was möchtest du trinken?“, unterbrach Dr. Seagle.

„Ein Glas Champagner wäre wunderbar.“

„Wenn ihr mich einen Moment entschuldigt, hole ich dir ein Glas.“ Er zwinkerte Matthew noch einmal zu und verschwand.

In der nächsten Stunde hatte Matthew das Gefühl, auf einer Wolke zu schweben. Eve entpuppte sich als interessante, fröhliche und intelligente Person, die sich scheinbar gern mit ihm unterhielt. Es kam ihm sogar so vor, als flirtete sie mittlerweile mit ihm. Konnte es wirklich sein, dass sie ihn mochte? Ohne zu ahnen, wer da tatsächlich vor ihr stand?

Schließlich jedoch sah sie bedauernd auf ihre Armbanduhr. „Es tut mir wahnsinnig leid, Mr. Barker, doch ich muss gehen. Ich habe morgen in aller Frühe ein wichtiges Meeting.“

Er versuchte, sich seine Enttäuschung nicht anmerken zu lassen. „Das ist schade. Es war mir ein großes Vergnügen, Sie kennenzulernen.“

„Geht mir genauso.“ Ihre Augen funkelten. „Vielleicht ... sehen wir uns mal wieder?“

Sein Puls beschleunigte sich. „Das wäre großartig.“

„Ja, das finde ich auch.“

Sie sah ihn an, schien auf irgendetwas zu warten. Aber auf was?

Da er nicht reagierte, stellte sie ihr leeres Glas auf einem nahen Tisch ab und seufzte.

„Tja, dann werde ich mal gehen ...“

Matthew registrierte, dass Dr. Seagle, der in der Nähe stand, ihm durch seine auffordernden Blicke irgendetwas sagen wollte. Und plötzlich wusste er, auf was Eve gewartet hatte. Am liebsten hätte er sich in den Allerwertesten getreten. Was war er nur für ein Trottel!

„Eve, ich ... ähm, dürfte ich Sie einmal anrufen, ich meine, Sie vielleicht zum Essen einladen oder ...“

Sie strahlte ihn an. „Sehr gern, Matthew, das würde mich freuen.“ Sie fischte etwas aus ihrer Handtasche. „Hier ist meine Karte.“

„Danke. Wenn Sie möchten, bringe ich Sie nach Hause“, rutschte es ihm heraus. Wo kam dieser Mut plötzlich her?

Sie nickte überrascht. „Einverstanden. Das wäre sehr freundlich von Ihnen.“

Matthews Leben änderte sich in den folgenden Tagen um hundertachtzig Grad. Eve wurde ein fester Bestandteil seines Alltags. Sie gingen zum Essen, in den Park oder ins Kino. Er konnte es nicht fassen, doch sie verbrachte ihre Zeit offensichtlich gern mit ihm. Und noch immer hatte sie keine Ahnung, dass er der berühmte und von allen bewunderte Rescueman war.

An einem Samstagabend besuchten sie das Theater. Shakespeeres Romeo und Julia wurde gespielt. Es war kurz nach der Pause, als Matthew spürte, dass gerade etwas Schreckliches geschah.

„Entschuldige mich einen Augenblick“, flüsterte er Eve zu und machte ein zerknirschtes Gesicht. „Ich bin sofort zurück.“

Sie war sicher der Überzeugung, er müsse die Waschräume aufsuchen. In Wahrheit raste er aus dem Gebäude und flog Sekunden später als Rescueman wie der Blitz zum Bahnhof. Eine Weiche war versehentlich falsch gestellt worden und zwei Züge drohten zu kollidieren. Rescueman stellte sich seitlich auf das Gleis und breitete die Arme aus. Sein roter Umhang flatterte wie eine Warnflagge. Grelles Bremsenquietschen dröhnte in seinen Ohren. Der Geruch von heißem Metall brannte in seiner Nase. Von links und rechts donnerten die Züge auf ihn zu wie gefräßige, eiserne Ungeheuer, und hätte er sie nicht mit seinen bloßen Händen aufgehalten, wären sie direkt ineinander gerast. Dank ihm bekamen beide Lokführer lediglich den Schreck ihres Lebens.

Zwanzig Minuten später drängelte Matthew sich zwischen den Sitzreihen hindurch und ließ sich wieder neben Eve nieder. „Verzeih, ich fürchte, der Fisch heute Mittag war nicht in Ordnung.“

Sie lächelte und drückte seine Hand.

Als er sie an diesem Abend nach Hause brachte und sich wie üblich formvollendet von ihr verabschieden wollte, schüttelte sie betrübt den Kopf. „Matthew, ich schätze deine Höflichkeit und auch deine Schüchternheit. Aber wann um Himmels Willen wirst du mich endlich küssen? Oder ... liegt dir nichts an mir?“

Erschrocken sah er sie an. Ihm war nicht klar gewesen, dass sie auf einen Kuss gewartet hatte.

„Mir liegt viel an dir, Eve“, flüsterte er verlegen. „Sogar sehr viel.“
Sie schaute mit großen Augen zu ihm auf. „Dann tu es doch endlich“, hauchte sie.
„Küss mich.“

Gehorsam trat er näher auf sie zu und - auf ihren Fuß.

„Au!“

„Oh, tut mir leid! Ich bin ein solcher Trottel.“

Eve lachte und legte ihre Arme um seinen Hals. „Es tat kaum weh. Mach dich nicht immer schlechter, als du bist. Ich finde es sehr sympathisch, dass du manchmal etwas schüchtern oder ungeschickt bist.“

Er spürte, dass er rot wurde. „Ehrlich?“

„Ja, ehrlich. Weißt du, mein letzter Freund war das genaue Gegenteil von dir. Er war ein unglaublicher Tänzer, ein charmanter Redner und wahnsinnig attraktiv. Er war nahezu perfekt, und doch habe ich mich nie zuvor so mit einem Mann gelangweilt. Da bist du mir sehr viel lieber.“

Ihr letzter Satz hing noch in der Luft, da zog er sie an sich und küsste sie. Spürte, wie weich und nachgiebig sie sich an ihn schmiegte, atmete ihren Duft ein und strich mit den Händen über ihren zarten Rücken. Wähnnte sich im Himmel.

„Komm“, flüsterte sie. „Ich habe einen wunderbaren Sherry oben.“

Ohne eine Antwort abzuwarten zog sie ihn in den Hausflur und in den Aufzug. Dort küssten sie sich erneut, leidenschaftlicher diesmal, und Matthew glaubte, vor lauter Glückseligkeit in Flammen zu stehen. Nur ungern löste er sich von ihr, als sich die Lifttür öffnete.

Das Appartement von Eve war geräumig und modern eingerichtet. Mit wiegenden Hüften ging sie an die Bar, schenkte zwei Gläser voll und reichte ihm eines. „Auf uns“, sagte sie lächelnd. „Und auf eine aufregende Nacht.“

Sein Herz hämmerte. „Auf uns“, brachte er heiser hervor. Sie stießen an und tranken. Eve nippte nur, doch er war so nervös, dass er das Glas mit einem Zug leerte.

„Soll ich dir mein Schlafzimmer zeigen?“, fragte sie, lächelte verheißungsvoll und nahm seine Hand. Er nickte wortlos.

Als sie den Raum betraten, bemerkte er nur am Rande den großen Spiegelschrank und den zierlichen Frisiertisch. Er registrierte lediglich das Bett, das groß und einladend auf sie zu warten schien. Eve knöpfte sich die Bluse auf und er schaute ihr atemlos dabei zu.

Als sie das Kleidungsstück auf den weichen Teppich fallen ließ, schien sich der Boden zu bewegen. Matthew blinzelte verwirrt. Die Lampe über ihnen begann hin und her zu schwingen, der Frisiertisch rutschte zur Seite. Eve sah Matthew erschrocken an, als Parfümfläschchen und Cremetiegel auf den erneut vibrierenden Boden polterten. Bücher fielen aus dem Regal.

„Ein Erdbeben! Wir müssen hier raus. Schnell!“ Matthew griff nach Eves Hand und zog sie mit sich aus der Wohnung. Auf dem Weg nach draußen klingelte er bei allen Nachbarn und wies sie an, das Gebäude so schnell wie möglich zu verlassen. Die meisten hatten bereits geschlafen und noch gar nicht bemerkt, was sich tat. Doch das Beben wurde immer stärker und weckte auch diejenigen völlig auf, die gerade noch schlaftrunken waren.

Schließlich standen alle auf der Straße, in Schlafanzügen, Pantoffeln und Morgenmänteln. Matthew hatte der zitternden Eve sein Jackett umgehängt und schaute sich um. Das Haus würde vermutlich stehenbleiben, es war solide gebaut,

doch wären die Leute drinnen geblieben, hätten sie durch umherfliegende Möbelstücke schwer verletzt werden können.

„Was ist mit Mrs. Harris?“, fragte einer der Nachbarn vom Nebenhaus.

„Sie hat nicht geöffnet“, antwortete ein anderer. „Vielleicht ist sie gar nicht da.“

„Wo wohnt sie?“, wollte Matthew wissen.

Der erste zeigte auf ein erleuchtetes Fenster im zweiten Stock. „Appartement 2 b.“ Matthew sah zu Eve. „Das Licht brennt, also wird sie wohl zu Hause sein. Ich bin gleich zurück.“

Ohne Eves Reaktion abzuwarten rannte er los, stürzte durch die Eingangstür und die wankenden Treppen hinauf, eine Hand am Geländer. Vor der Tür mit der Aufschrift 2 b blieb er stehen und hämmerte dagegen. „Mrs. Harris! Machen Sie auf! Schnell!“

Es tat sich nichts. Matthew nahm Anlauf und warf sich mit der Schulter voran gegen die Tür. Noch einmal und noch einmal. Endlich, als er schon resignieren wollte, krachte es und er landete mit der Tür in der Wohnung. Eilig rappelte er sich auf und begann, nach der vermissten Frau zu suchen.

Er fand Mrs. Harris auf dem Boden im Schlafzimmer, neben ihr lag eine schwere Nachttischlampe. Die alte Frau blutete am Kopf, ihr Gesicht war bleich und ihre Augen geschlossen.

Matthew hob sie hoch. Sie war bewusstlos, hing wie ein nasser Sack in seinen Armen. Ächzend trat er aus dem Appartement heraus und machte sich daran, die Treppe hinunter zu steigen.

Wenn er jetzt stolperte ... Ihm brach der Schweiß aus. Wegen des Sherrys war er nur der Tölpel Matthew Barker, nicht der starke und überlegene Rescueman. Hätte er nur nichts davon getrunken!

Das Treppengeländer knarrte drohend und die Stufen wankten unter seinen Füßen.

Als er die erste Etage erreicht hatte, musste er Mrs. Harris ablegen und Atem schöpfen. Sie war zwar klein und zierlich, doch schien sich ihr Gewicht innerhalb der letzten paar Minuten verdreifacht zu haben.

Putz fiel von der Decke und rieselte auf Matthew und die besinnungslose Frau hinab.

„Es hilft nichts, Mrs. Harris“, murmelte er, wischte sich den Schweiß von der Stirn und hob die alte Dame wieder hoch. „Da müssen wir jetzt durch.“

Das Beben wurde immer stärker. Von der Straße hörte er Schreie. Der Drang, dieses Haus so schnell wie möglich zu verlassen, wurde übermächtig. Doch allzu hastig durfte er sich nicht bewegen, sonst würden sie stolpern und ... Matthew wollte sich die Folgen lieber nicht ausmalen.

Er trat an den Treppenabsatz, machte den ersten vorsichtigen Schritt. Dann noch einen. Mrs. Harris' Gewicht zog ihn nach unten, obendrein nahm sie ihm die Sicht auf seine Füße. Keuchend ging er weiter. Erneut bebte der Boden. Matthew kämpfte mit seinem Gleichgewicht, lehnte sich an die Wand. Staub und Schweiß in seinen Augen ließen ihn blinzeln. Tapfer stieß er sich ab und ging weiter. Eine Stufe, noch eine, eine weitere. Es war nicht mehr weit, noch drei oder vier Stufen, dann musste er um eine Ecke und eine letzte Treppe hinab. Es war zu schaffen. Selbst für ihn.

Hoffnung machte sich in ihm breit, mobilisierte seine letzten Kräfte – da wurde das Gebäude erneut heftig erschüttert. Die Wucht der Vibration rammte ihn gegen die Wand und riss ihn fast von den Füßen. Um ein Haar wären er und die ohnmächtige alte Dame die Treppe hinuntergestürzt. Als wäre das nicht genug, erlosch auch noch das Licht. Tiefe Finsternis umhüllte sie von einer Sekunde zur anderen. Matthew

stöhnte auf, ihm wurde übel vor Angst, seine Hände waren feucht. Verkrampft hielt er Mrs. Harris gepackt, die ihm aus den Armen rutschen wollte. Nun musste er im Dunkeln weiter. Ein dicker Kloß steckte in seinem Hals. Die Hoffnung, die ihn gerade noch erfüllt hatte, machte einer starken Resignation Platz. Das Haus würde in sich zusammenfallen und für ihn und Mrs. Harris zu einem steinigen und hässlichen Grabmal werden. Wie gern hätte er noch etwas Zeit mit Eve verbracht. Sie in seinen Armen gehalten, ihre Stimme gehört und ihren unwiderstehlichen Duft eingeatmet. Er biss sich auf die Unterlippe und drängte die Tränen zurück. Ach, Eve! „Matthew!“, hörte er sie in diesem Moment vom Eingang hinaufrufen. „Matthew! Wo bist du? Hörst du mich?“

Er hob den Kopf und spürte, dass seine Lebensgeister mit neuer Energie zurück waren und sich die Ärmel hochkrepelten. Neuer Mut durchströmte ihn wie ein wärmender Sonnenstrahl. Es lohnte sich, noch einen Versuch zu wagen. Dort unten wartete eine wunderbare Frau, die sich um ihn sorgte, die es wert war, nicht aufzugeben.

„Ja“, krächzte er, räusperte sich und versuchte es noch einmal. „Eve, ich höre dich! Ich bin gleich bei dir!“

So fest er konnte packte er Mrs. Harris und stieg langsam und mit schlotternden Knien eine Stufe nach der anderen hinab. Endlich hatte er den Absatz erreicht. Die Füße achtsam vorwärtsschiebend ging er weiter, bis er die letzte Treppe erreicht hatte. Acht weitere Stufen, die es zu überwinden galt.

Sein Herz raste vor Angst, sein Atem ging zu schnell. Schweiß tropfte ihm von der Stirn in die Augen. Der Schmerz in seinen Armen wurde übermächtig. Lange würde er Mrs. Harris nicht mehr halten können.

Er zwang sich, ruhig zu atmen und die Nerven zu behalten. *Weitergehen*, sagte er sich. *Geh vorsichtig weiter. Bald bist du unten.*

Eve wartete auf ihn. Mehr noch, eine Zukunft voller Liebe, Vertrauen und Glück. Vielleicht sogar Kinder? Diese Gedanken trieben ihn vorwärts, Schritt für Schritt. Eine weitere Erschütterung erwischte ihn unvorbereitet, sein Fuß rutschte von der Stufe. Er schrie auf. Mrs. Harris entglitt ihm, ihre Beine sackten nach unten, er selbst landete auf dem Marmorboden und verzog schmerzgepeinigt das Gesicht.

„Verdammt, ich schaffe es nicht“, stöhnte er.

Das Beben beruhigte sich. Er holte tief Luft, schob seine Arme unter die ohnmächtige Frau, hievte sie hoch und sich selbst zurück auf die Füße. Eine Stufe, noch eine. Schritte näherten sich, das Licht von Taschenlampen zuckte über die Wände und den Boden.

„Hier!“, rief er, doch es war nur ein erschöpftes Krächzen. Dann gaben seine Knie endgültig nach und die Stimmen, die er hörte, klangen wie aus weiter Ferne ...

LESEPROBE „Superheld mit Defiziten“ ENDE

Maybergs Villa

Versonnen betrachtete Kalle die Ruine der ehemaligen Malervilla. Sie sah in der untergehenden Junisonne fast verwunschen aus.

Es war stadtbekannt, dass hier bis zu einem vernichtenden Bombenangriff der Künstler Ulrich Mayberg gelebt hatte.

Fliegen surrten um Kalle herum, als er über Disteln, Brennnesseln, Löwenzahn und Mauerreste stieg. Eigentlich sollte er bereits im Bett sein. Doch seit er eben in Mutters Kneipe Viktor Goldbaum von seiner Erfindung hatte reden hören, war er viel zu aufgeregt, um zu schlafen. Goldbaum lebte in den beiden einzigen noch bewohnbaren Zimmern der Malervilla. Vielleicht, weil seine im Krieg ermordeten Eltern mit dem Künstler befreundet gewesen waren, das hatte Viktor Goldbaum einmal Kalles Mutter erzählt.

Das Küchenfenster im hinteren Teil der Villa stand einen Spaltbreit offen. Kalle stieß das niedrige Fenster auf, kletterte hindurch und sah sich neugierig in der kleinen Wohnung um.

Goldbaums Einrichtung war spärlich. Im Wohnzimmer stand eine alte, zerschlissene Chaiselongue vor einem ovalen Holztisch. Der Teppich war schäbig und ausgefranst. Erfüllt wurde der Raum vom Ticken einer früher einmal gewiss sehr an-sehnlichen Standuhr. Jetzt war das Holz glanzlos und die Glasscheibe, die einmal vor dem Zifferblatt gewesen sein musste, fehlte.

In dem anderen Zimmer befanden sich ein schmales Bett und ein Ungetüm von einem Bauernschrank. War die Erfindung womöglich da drin?

Kalle ging auf das Möbelstück zu und drehte den Schlüssel herum. Die Tür quietschte vernehmlich, als er sie aufzog.

Nein, hierin war die Erfindung nicht. Nur einige Hemden hingen auf Drahtbügeln, Wäsche lag neben einem Stückchen Seife und in einem Fach befand sich ein Stapel Bücher.

Hatte Viktor Goldbaum geflunkert? Er war eigentlich kein Mann, der sich vor anderen wichtig tun wollte, so gut kannte Kalle ihn. Wahrscheinlich hatte er an diesem Abend nur wegen zu viel Bier von seiner Erfindung erzählt.

Kalle schloss den Schrank.

Nun gab es nur noch eine Möglichkeit. In der Küche hatte er eine schmale Tür gesehen, die vermutlich in einen Keller führte. Mit neuem Mut verließ er das Schlafzimmer.

Tatsächlich, er hatte richtig vermutet. Eine steile Treppe führte nach unten. Es roch muffig in dem düsteren Raum. Nur durch das kleine, hoch gelegene Fenster kam etwas Abendlicht, in dem Staub-flocken tanzten.

Regale mit Kisten und Einmachgläsern standen an den Wänden, zudem gab es einen Waschzuber sowie eine verstaubte Mangel und ein merkwürdiges Gerät. Es war kastenförmig, aus alten Metallteilen erbaut. Vor einigen Hebeln und Knöpfen stand ein Stuhl.

Kalles Herz schlug schneller. Bestimmt war das die Zeitmaschine! Was sollte es sonst sein? Mit klopfendem Herzen trat er näher, setzte sich auf den Stuhl und betrachtete die Instrumente.

Seit er denken konnte, war es sein größter Wunsch, einmal seinen Vater zu sehen. Dank Goldbaums Erfindung konnte dieser Traum nun Wirklichkeit werden. Die Freude darüber und die Angst vor dem Ungewissen kämpften in Kalles Brust. Vor Aufregung atmete er schneller.

Eine Weile schwebte sein Zeigefinger über dem gelben Knopf mit der Aufschrift ›Start, während er nachdenklich auf seiner Unterlippe kaute. Sollte er es wirklich tun? Wenn er es nicht tat, fiel ihm ein, würde er es vielleicht für den Rest seines Lebens bedauern. In der Schule nannten sie ihn Feigling. Jetzt konnte er sich selbst beweisen, dass er keiner war. Es würde sicher nichts weiter geschehen, wenn er nur diesen einen Knopf drückte.

Kalle holte tief Luft, sein Finger senkte sich herab und presste sich auf die Taste. Lichter blinkten auf, und als ein leises Brummen ertönte, zuckte Kalle zusammen. Während sich sein Herzschlag beruhigte, sah er sich die Instrumente genauer an. Neben einem Tastenfeld leuchteten acht waage-rechte Striche. Kalle überlegte kurz und gab dann den achten Mai 1942 ein. Zu der Zeit musste seine Mutter mit seinem Vater zusammen gewesen sein, denn am achten Februar 1943 war Kalle geboren worden. Nun war er schon zwölf.

Seine Hand zitterte vor Anspannung, als er auf eine grüne, aufgeregt blinkende Taste drückte. Das Dröhnen wurde lauter, das Gerät vibrierte. Etwas schien ihn auf den Stuhl und die Luft aus seinen Lungen zu pressen. Kalle wollte schreien, doch kein Ton kam aus seiner Kehle.

Sekunden später jedoch erstarb der Lärm, die Lichter erloschen und eine beinahe unheimliche Stille breitete sich im inzwischen dunkel gewordenen Keller aus. Kalle blickte sich um. Es schien sich nichts verändert zu haben. Das Ding funktionierte nicht und nun würde er seinen Vater niemals sehen.

Kalle drückte noch einmal auf den grünen Knopf, doch nichts geschah.

Wütend wischte er sich die Tränen der Enttäuschung aus den Augen. Also hatten die anderen Kneipengäste, die Goldstein ausgelacht und einen Spinner genannt hatten, doch Recht gehabt.

Mit hängenden Schultern stieg Kalle die Treppe wieder hinauf und öffnete die Tür zur Küche.

Musik und Gelächter drangen an sein Ohr und bevor er sich darüber wundern konnte, stand plötzlich eine stämmige Frau mit weißer Schürze und grauem Dutt vor ihm und starrte erbot auf ihn hinunter. Erschrocken hielt er die Luft an.

»Wat haste hier verlor'n, du kleener Rotzlöffel?«, schimpfte sie, packte ihn am Kragen und schubste ihn zur Hintertür. »Sieh zu, dass du Land jwinnt, aber dalli!« Kalle flitzte hinaus. Er rannte über Steinplatten und eine schmale Rasenfläche um das Haus herum. Dort verlangsamte er seinen Schritt, hielt schließlich inne und riss verblüfft die Augen auf.

Die Häuser in der Straße sahen ganz anders aus, als er sie kannte. An vielen Gebäuden flatterten Hakenkreuzfahnen. Ein Mann in Uniform kam ihm entgegen. Er hatte eine junge Frau am Arm, die ihn anstrahlte.

Kalle machte einen Schritt zur Seite, um die zwei vorbei zu lassen. Der Soldat zwinkerte ihm fröhlich zu.

Auf der anderen Straßenseite befand sich ein Lebensmittelgeschäft. Ein älterer Mann mit krummem Rücken schleppte sichtlich angestrengt die Auslagen ins Innere, verschloss dann die Tür und ließ eine Jalousie vor dem Schaufenster herunter.

Im Haus daneben befand sich ein weiteres Geschäft, doch die Tür mit dem Schild »Musikalienhandlung S. Mandel« war verschlossen und das große Schaufenster zerschlagen. An der Wand daneben stand mit roter Farbe: »Juden raus!«

Kalle schluckte. Mit einem Gefühl des Unbehagens wandte er sich ab. Sein Blick fiel auf die Malervilla von Ulrich Mayberg. Sie war heil, hatte kaum noch Ähnlichkeit mit der Ruine, deren Anblick Kalle so vertraut war.

Durch die erhellten Fenster sah er eine festliche Gesellschaft. Mit vor Staunen offenem Mund starrte er auf das Gebäude und die feiernden Menschen. All das konnte nur eins bedeuten: Die Zeitmaschine hatte doch funktioniert!

Kalle hätte vor Freude am liebsten ein Rad geschlagen. Stattdessen lief er mit einem breiten Lächeln im Gesicht die zwei Straßen nach Hause.

Vor dem dreistöckigen Gebäude, in dem er mit seiner Mutter lebte, blieb er verblüfft stehen.

Die Kneipe, über der sie wohnten und in welcher seine Mutter arbeitete, sah ebenfalls verändert aus. Im Fenster standen Schneiderpuppen mit bunten Sommerkleidern. In weißen, halbrund angeordneten Buchstaben stand »Nähstube Heinrich« auf der Scheibe.

Kalle überlegte, was er nun tun sollte, als sich die Haustür neben dem Laden öffnete und seine Mutter heraustrat, ein Paket im Arm.

Wie jung sie aussah! Und hübsch war sie. Das dunkle Haar lag in sanften Wellen um ihr Gesicht. Auf dem Kopf trug sie ein keckes Hütchen und ihre Lippen leuchteten rot.

Kalle wollte gerade nach ihr rufen, als sie ihn ohne ein Zeichen des Erkennens musterte, ihm knapp zunickte und an ihm vorbeiging. Bedrückt sah er ihr nach. Es war ein sehr merkwürdiges Gefühl, von der eigenen Mutter wie ein Fremder angesehen zu werden. Langsam folgte er ihr.

Zwei Blocks weiter klingelte sie an der Tür eines grauen Patrizierhauses. Kalle blieb in sicherer Entfernung stehen.

Ein glatzköpfiger, dicklicher Mann mit kleinen Augen, dünnen Lippen und einer Narbe auf der Wange öffnete. Kalle presste die Lippen zusammen. War das etwa sein Vater? Hoffentlich nicht!

»Heil Hitler«, hörte er seine Mutter sagen. »Ich bringe die ausgebesserte Uniform.« Vor Erleichterung, dass es sich bei diesem Mann nur um einen Kunden handelte, wurden Kalles Beine schwach.

»Kommen Sie herein«, sagte der Glatzkopf. »Meine Geldbörse ist im Salon.« Sie zögerte, dann trat sie an ihm vorbei. Die Tür schloss sich.

Was nun? Kalle sah sich um. Sollte er hier warten? Einige Fußgänger musterten ihn neugierig, also schlenderte er an dem Haus vorbei und huschte, als gerade niemand auf ihn achtete, um das Gebäude herum zur Hintertür. Durch die eingelassene Scheibe spähte er ins Haus.

In der Küche war niemand. Behutsam drückte er die Klinke nach unten. Er hatte Glück, die Tür war nicht verschlossen. Leise schlüpfte er ins Haus und durchquerte auf Zehenspitzen den Raum. Schaute vorsichtig um die Ecke in die Diele.

»Kommen Sie, trinken Sie einen mit«, hörte er den Mann sagen.

Die Stimme kam aus dem Zimmer schräg gegenüber, nahe der dunklen Haustür. »Es ist französischer Cognac.«

»Nein, vielen Dank, Herr Obersturmführer. Wenn Sie mir bitte meinen Lohn geben würden?«

»Aber natürlich. Sobald Sie mit mir angestoßen haben.«

Kalle hörte seine Mutter seufzen. »Also schön.«

Auf leisen Sohlen schlich er näher. Durch den Türspalt sah er, dass der Mann neben seiner Mutter auf einem Sofa saß und ihr ein Glas reichte.

Sein Lächeln gefiel Kalle nicht. Sie tranken. Seine Mutter sah sich nervös um. »Wo ist eigentlich Ihre Gattin, Herr Obersturmführer?«

»Keine Angst, sie wird uns nicht stören.« Er legte eine Hand auf ihr Knie, was Kalles Faust dazu bewog, sich instinktiv zu ballen.

»Ich bin übrigens gern bereit, für eine gewisse Gegenleistung Ihren Lohn ein wenig zu erhöhen«, fügte der Obersturmführer mit samtweicher Stimme hinzu. »Was sagen Sie?«

Kalles Mutter zog scharf die Luft ein und stellte ihr Glas auf den Tisch. »Nehmen Sie bitte Ihre Hand da weg!«

»Ich lege sie auch gern woanders hin«, erwiderte er lachend, stellte sein Glas ebenfalls ab und schlang die Arme um sie. Sie wollte etwas sagen, doch er presste seinen Mund auf ihren. Sie drehte den Kopf weg und drückte die Handballen an seine Schultern, versuchte, ihn von sich wegzuschieben. »Lassen Sie mich gehen! Bitte!«

Der Obersturmführer schien ihr Flehen nicht zu hören oder es interessierte ihn nicht. Er hielt sie fest umklammert, dann verschwand seine suchende Hand unter den Saum ihres Rocks.

»Hören Sie doch auf!«, schluchzte sie. Es klang so hilflos, als hätte sie sich mit ihrem Schicksal abgefunden. Kalle lief ein eisiger Schauer über den Rücken, als ihm klar wurde, was diese grausige Szene für eine Bedeutung haben musste.

Sein Vater sei Soldat gewesen und im Krieg gefallen, hatte seine Mutter immer gesagt. Ein Bild hätte sie nicht. Die Illusion von einem heldenhaften Vater zerbrach in diesem Moment wie eine Vase, die auf einem Steinboden zerschellt. Erschüttert stand Kalle da, unfähig, sich zu rühren.

Ein angstvolles Wimmern seiner Mutter weckte ihn aus seiner Erstarrung. Der Obersturmführer hatte ihr die Bluse aus dem Bund des Rockes gerissen, den dünnen Stoff hochgeschoben und knetete nun keuchend ihre Brüste, die von einem weißen Büstenhalter bedeckt wurden.

Kalles Hände ballten sich zu Fäusten. Er musste seiner Mutter zu Hilfe kommen. Hastig sah er sich um und erblickte auf der Anrichte neben sich eine Hitler-Büste aus weißem Porzellan.

Ohne lange nachzudenken ergriff er sie, stürzte mit einem Wutschrei auf den Obersturmführer zu und ließ den Hitler-Kopf auf den haarlosen Schädel niedersausen. Mit einem erstickten Laut rutschte der Mann vom Sofa und landete auf dem Parkett, wo er leblos liegen blieb. Am Kopf blutete aus einer Wunde, die Augen waren geschlossen. Neben ihm, nicht weit von seinem linken Ohr entfernt, lag Hitlers abgebrochene Nase.

Kalles Mutter stand schwankend auf und starrte schwer atmend zunächst auf den Mann am Boden, dann zu Kalle.

Sein Blick fiel auf die lange, spitze Hutnadel, die sie wie eine Waffe in der Hand hielt. Mit fahrigten Bewegungen rückte sie ihr verrutschtes Hütchen zurecht, steckte die Nadel hinein und ordnete dann, am ganzen Leib zitternd, ihre Kleidung.

»Das ... das war sehr anständig von dir«, stammelte sie. Dann floh sie aus dem Raum. Wenig später fiel krachend die Haustür ins Schloss.

Das Geräusch ließ Kalle, der wie gelähmt dagestanden hatte, erschrocken zusammenfahren. Die Büste des Führers entglitt seinen Händen und fiel polternd zu Boden.

Er fühlte sich, als würde er aus einem Albtraum erwachen. Voller Entsetzen sah er auf den Mann hinab, der nun nicht sein Vater werden würde. Er selbst hatte es verhindert. Prüfend legte er sich eine Hand auf die Brust. Sein Herz hämmerte gegen die Rippen und ließ ihn verwirrt blinzeln.

Wieso stand er noch hier? Müsste er sich nicht auflösen, vergehen, zu einem Häuflein Asche werden oder ähnliches?

Der Mann auf dem Boden stöhnte und regte sich. Kalle stolperte erschrocken ein paar Schritte rückwärts, dann drehte er sich um und rannte, als wäre der Teufel hinter ihm her.

(...)

LESEPROBE „Maybergs Villa“ ENDE

ENDE LESEPROBE „PatchWords – a la carte“